

tativ übereinstimmt oder ein evidentes (bei gleichem Gegenstande) unmöglich qualitativ anders sein könne“ (172).

So ergibt sich die Frage: Was ist diese „Evidenz“? Gewiß muß anerkannt werden, daß B., anscheinend als erster, also vor Husserl, den Psychologismus Sigwarts aufdeckte, indem er dessen Deutung der Evidenz als eines Gefühles verwarf (XI f. 63 ff.). Aber später hat B. selbst bei der Untersuchung der Tragfähigkeit seiner eigenen, rein subjektiv unterbauten Evidenztheorie leider nicht die nötige kritische Umsicht walten lassen. Man hat B. oft Psychologismus vorgeworfen. B.s Selbstverteidigung gegen diesen Vorwurf ist schwächer, als man füglich erwarten dürfte, eben weil er nicht auf die weitere Begründung der Wahrheitssicherung eingeht und nur die Behauptung der subjektiven Tatsache der Evidenz entgegenzusetzen vermag (157). Deshalb mutet einen die Gegenattacke von K. recht sonderbar an: „Sowohl jede psychologische Untersuchung über den kausal-genetischen Ursprung als auch jede sog. ‚transzendente‘ Untersuchung über seine logische Voraussetzung zeugt von der Verkennung dessen, was ein in sich gerechtfertigtes Urteil, ein Urteil wie es sein soll, ist“ (XXIV).

Unsere eigene Stellungnahme sei nur in knappen Strichen angedeutet. Die Einschränkung unseres Abstraktionsvermögens, die Verwerfung aller entia rationis, die gewalttätige Deutung des Wahrheitsbewußtseins scheinen uns nicht annehmbar. Der Wahrheits- und Evidenzauffassung der Neuscholastik wird die Auseinandersetzung nicht gerecht, da ihre Ansicht nur ungenau gekennzeichnet wird (131) und die Spitze der Beweise hauptsächlich gegen Marty und die frühere Ansicht von K. gerichtet ist. Einigermmaßen erstaunt ist man über die Klage von K., B. werde nicht genügend beachtet und gewürdigt (XIX), wo doch z. B. auf die eingehende Evidenzkritik Geysers gegen B. (Kampffeld der Logik 174 ff.) mit keinem Wort eingegangen ist. Die selbstgenügsame Theorie vom „orthonomen“ Normalbewußtsein der Evidenz (IX f. XII ff.) kann die berechtigten Ansprüche einer unbefangenen Forschung keineswegs befriedigen. Die Metaphysik wird durch die radikale Verwerfung der Unterscheidung von Sosein und Dasein, die undeutliche Lehre vom „Realen“, dem jede Analogie fehlen soll, ferner durch den Determinismus B.s (63 153) verbaut oder wenigstens „verschlimmbessert“ (109). Immerhin muß man B. eine große Originalität der Gedankengänge zugute schreiben, und so können auch heute noch anspruchsvolle Denker seinen Äußerungen manche Anregung entnehmen, wie Husserl dies seinerzeit getan hat (XX ff.). Fr. R. Müller S. J.

Werner, Alfons, Die psychologisch-erkenntnistheoretischen Grundlagen der Metaphysik Franz Brentanos. gr. 8^o (170 S.) Hildesheim 1931, F. Borgmeyer. M 8.—

Diese Münsterer Dissertation versucht, dem Leser eine systematische Darstellung der Fundamentallehren Brentanos über die Erkenntnispsychologie und Erkenntnistheorie zu vermitteln und ihm dadurch einen Einblick in die Grundlegung und Methoden der ganzen Philosophie B.s zu ermöglichen. W. ist sich der Schwierigkeiten seiner Aufgabe bewußt. Er macht selbst darauf aufmerksam, daß noch ein Großteil der Quellen der Veröffentlichung harret. „Infolgedessen erschien mir auch eine kritische Auseinandersetzung mit B. verfrüht“ (5).

Einleitend umreißt W. die an Wandlungen überreiche geistesgeschichtliche Entwicklung B.s, für den nach seinem Bruch mit der Kirche die Philosophie zu der Weltanschauung und Lebensaufgabe wurde. „Nach seiner Auffassung sind die Religionen, und zwar gerade die christ-

lichen als ihre ‚typischen‘ Formen, nur aus den theoretischen und praktischen Bedürfnissen des Menschen entstandene ‚Surrogate der Philosophie‘, populär unwissenschaftliche Lösungsversuche der letzten Menschheitsfragen“ (27 f.). Es wäre indes wohl angezeigt gewesen, auf die vernichtende Kritik der einschlägigen Fachzeitschriften gegenüber den Ausfällen B.s hinzuweisen (vgl. z. B. ZKathTh 1927, 445 f.). In der Lebensskizze hat W. einige für B. bedeutsame Ereignisse übersehen oder doch zu wenig gewürdigt. Es sei nur auf die Stellungnahme B.s gegenüber v. Hertling im Streit um die Voraussetzungslosigkeit der Philosophie hingewiesen.

Es ist immer reizvoll und lehrreich zugleich, den Durchstoßversuch großer Denker „aus dem Bewußtsein zu den Dingen“ zu untersuchen. In origineller Weise ist B. nach Ablehnung des naiven Realismus bemüht, den Nachweis der Existenz des Transzendenten ausschließlich vom Bewußtsein her zu erbringen. Dem unmittelbar gleichzeitigen Mitwissen unserer Bewußtseinsakte kommt ursprüngliche Evidenz zu, es ist das untrügliche Fundament unseres Gesamtwissens. In ihm erfassen wir unsere Bewußtseinsakte, wie das Denken, das Hören (die „sekundären“ Gegenstände), und in ihnen die „primären“ Gegenstände (z. B. den Ton). Wenn aber der primäre Gegenstand (die Farbe, der Ton usw.) unmittelbar allein auf Grund dieses Erfassens als real anerkannt wird, so handelt es sich um „blinde Urteile“, „blinden Glauben“ (66 81 150). Der Grund für dieses Mißtrauen gegenüber dem primären Objekt liegt in der Transzendenz, die uns von dem realen Gegenstand trennt.

Wie motiviert also B. die Anerkennung einer realen, transzendenten Welt? Mit Hilfe der Axiomerkennntnis begründet er die mathematische Wahrscheinlichkeitslehre (145), die ihm dann zur Sicherstellung des Kausalitätsprinzips dient (157 ff.). Durch Anwendung dieses Gesetzes ist ihm „die Annahme einer dreidimensionalen Außenwelt eine Hypothese, welche mit unendlich größerer Wahrscheinlichkeit als jede andere unsere physischen Phänomene und ihre Ordnung begrifflich macht“ (162). Diese Feststellung sichert zunächst die Naturwissenschaft, rechtfertigt aber auch die Inangriffnahme der metaphysischen letzten Fragen. Ihre Lösung kann, wenn nicht evident dargestellt, so doch als unendlich wahrscheinlich gesichert werden (165 f.). Das „bedingte Sein ist letztlich zurückzuführen auf ein unbedingtes, vollkommenes göttliches Prinzip, in dem es seine letzte Erklärung findet“ (170).

An den Lebensnerv des Systems B.s rühren wir mit der Frage: Was ist die „Evidenz“ und weshalb ist ihr Glauben zu schenken? Kraus antwortet: „Unsere Erkenntnis richtet sich nicht nach den Dingen, die Dinge aber ebensowenig nach unserer Erkenntnis, sondern gewisse Urteile über die Dinge sind so, wie sie sein sollen, in sich gerechtfertigt, als richtig charakterisiert und daher Norm für Wahr und Falsch, Richtig und Unrichtig, und ein Urteil, das einer (solchen) Erkenntnis widerspricht, kann unmöglich evident, d. h. unmöglich eine Erkenntnis sein“ (Wahrheit und Evidenz XIV). Es braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß eine solche Diktaturphilosophie sich bedenklich dem psychologistischen Dogmatismus der Fries-Nelson-Schule nähert. Indes dürfte eine kritische Erörterung des „psychischen Urphänomens“ der Evidenz sich erübrigen, weil schon von berufenerer Seite das Urteil darüber ergangen ist (vgl. Geysler, Kampffeld der Logik 174 ff.; Grundlegung der Logik und Erkenntnistheorie 311—330).

Der ungemein fleißigen und sachlichen Arbeit W.s können wir unsere Anerkennung nicht versagen. Er hat sich mit Erfolg bemüht, vor-

urteilsfrei und systemgetreu die Gedanken B.s aus den ersten Quellen zu schöpfen und sie bündig zusammenzufassen. Nur wer sich schon selber in das Schrifttum B.s eingelesen hat, weiß, welch gründliche Vorarbeit dieser objektiven Darstellung vorangegangen sein muß. Leider wird der Nutzwert der Studie durch den Mangel eines Registers gemindert.

Fr. R. Müller S. J.

Forest, Aimé, *La structure métaphysique du concret selon saint Thomas* (Études de Philosophie Médiévale XIV) (V u. 380 S.) Paris 1931, Vrin. Fr 40.—

Das Werk legt die Lehre des hl. Thomas über den metaphysischen Aufbau des Konkreten in folgenden Hauptpunkten dar: die unmittelbare Kausalität Gottes, die Beziehungen des Abstrakten zum Konkreten, die Ablehnung der Universalität der Materie, die Distinktion zwischen Wesen und Dasein, Materie und Form, Wesen und Potenzen, die Ordnungseinheit. Das Verdienst des Buches liegt darin, daß F. versucht, durch eine historische Untersuchung den wahren Sinn der Lehre des hl. Thomas zu erreichen. Für jeden Punkt werden die Meinungen der damaligen Philosophie, besonders der Araber, mit denen sich Thomas auseinandergesetzt oder die er übernommen hat, dargelegt. Es ergibt sich daraus zunächst eine doppelte Folgerung: Zunächst waren alle Lösungen, die wir bei Thomas finden, schon von anderen vertreten; aber die Originalität liegt darin, daß er alle Fragen folgerichtig durch Anwendung einiger durchgehender Prinzipien zu lösen suchte, wodurch das System eine bisher ungekannte Geschlossenheit und Einheit erhielt. Weiter ergibt sich, daß der Hauptgegner der Platonismus war, d. h. ein übertriebener Begriffsrealismus, der unkritisch begriffliche Verhältnisse ohne weiteres als wirkliche Verhältnisse auffaßte und so die innere Einheit des Einzeldinges auflöste. Abweichungen von Aristoteles, auf den Thomas in diesem Kampfe zurückging, sind zwar auch da; aber Thomas betont sie nie, sucht überhaupt Aristoteles möglichst günstig auszulegen.

Kein Zweifel, daß solche geschichtliche Untersuchungen allein in einige sehr umstrittene Fragen Licht bringen können. Es wäre zu wünschen, F. wäre in seiner Arbeit noch radikaler historisch gewesen. Gefährlich und irreführend dürfte wohl sein, Ausdrücke, die in der heutigen Scholastik ihre ganz bestimmte Bedeutung haben (oder wenigstens haben sollten) und die Thomas andererseits selbst nie gebraucht hat, ohne genaue Erklärung und Umgrenzung anzuwenden. So wenn die Distinktion zwischen Essenz und Existenz ohne weiteres als real bezeichnet wird. Thomas hat den Ausdruck nicht gebraucht; aus den Darlegungen des Buches aber gewinnt man den bestimmten Eindruck, daß für Thomas diese Distinktion ganz eigener Art war (wie sie es ja auch in der Tat wegen des einzig dastehenden Verhältnisses zwischen Wesen und Dasein ist, das mit keinem von denen gleichgesetzt werden kann, die zwischen den Bestandteilen der Wesenheit bestehen; für diese Verhältnisse gelten aber zunächst die Distinktionsregeln). Die Ausdrücke *distinctio realis* und *rationis* haben ihre bestimmte Bedeutung, von denen wohl keiner sich völlig deckt mit dem, was Thomas meint, wenn er sagt, die *essentia* sei nicht eine „*potentia separabilis ab actu*, sed *quam suus actus semper comitetur*“. Überhaupt ergibt sich aus den Darlegungen F.s, daß für Thomas das Verhältnis Akt—Potenz eine Art Paradigma war, das aber nicht überall in demselben Grade galt. Auch das Abstrakte verhält sich nach ihm zum Konkreten wie das Unbestimmte zum Bestimmten. Zudem lag ein Vergleich mit Akt—Potenz nahe, weil Thomas auf die Distinktion zu sprechen